

AUGUST 1948

Auf Schloss Herrenchiemsee beginnt ein Verfassungskonvent mit den Vorarbeiten zum Grundgesetz. Im Auftrag der Ministerpräsidenten erarbeiten die Sachverständigen einen Verfassungsentwurf, der dem Parlamentarischen Rat als Arbeitsgrundlage dienen wird. Auch in der sowjetischen Besatzungszone gehen die Arbeiten an einer Verfassung voran. Der Deutsche Volksrat beauftragt einen Ausschuss mit der Formulierung eines vollständigen Verfassungsentwurfs.

Der »Stern« geht auf, jetzt schon zum zweiten Mal. Die erste Ausgabe der neuen Illustrierten erscheint am 1. August, auf dem Cover das Bild einer jungen Blondine mit »natürlicher Anmut«, der Schauspielerin Hildegard Knef. Die 23-Jährige ist dem deutschen Publikum aus einigen UFA-Filmen bekannt, das Coverbild macht sie schlagartig berühmt, den »Stern« zum Start-up der Saison und den Verleger Henri Nannen aus Hannover – er ist 33 Jahre alt – zum Harry Houdini der deutschen Lizenzpresse, der die von der britischen Besatzungsmacht angelegten Fesseln mühelos sprengt.

Und das, erzählt Nannen, kam so. Schon seit einiger Zeit habe er die von ihm herausgegebene Jugendzeitschrift »ZickZack« in ein Magazin für Erwachsene umwandeln wollen, dafür aber die Genehmigung des britischen Presseoffiziers benötigt. Ob er wisse, habe er den Commander gefragt, dass »ZickZack« eigentlich ein Nazi-Titel sei, mit einem Anklang an »zackig« und an den Hitlerjugend-Kampfruf »Zicke-zacke-zicke-zacke-hei-hei-hei«. Das passe ja wohl schlecht zum Konzept der demokratischen Umerziehung. »Dies leuchtete dem Briten ein. Aber wie sollte man das Blatt denn bloß nennen? Ich fasste mir ans Kinn und begann laut nachzudenken: ›Die abgerissenen Landser auf dem Bahnhofsplatz oder vor dem Pressehaus, das waren doch noch Kinder, als man sie zum Militär oder schließlich zu den Werwölfen einzog, und heute sind sie zwischen 16 und 25. Das sind doch die Leser, die wir umerziehen wollen.«

Denen könne man doch keine Kinderzeitung vorsetzen, habe er, Henri Nannen, gesagt, denen sollte man eher so etwas wie den »Stern einer neuen Hoffnung« zeigen: »Warten Sie, Commander, ›Stern‹, wäre das nicht ein guter Titel?« In dieser Geschichte

kommt alles zusammen, was zu einer guten Illustrierten-Story gehört. Die Wahrheit gehört nicht unbedingt dazu.

Henri Nannen hat offenbar vergessen, dass nicht nur »ZickZack«, sondern auch der »Stern« ein den Deutschen bekannter Titel der NS-Presse ist. Der alte »Stern« war eine Erfindung des erfahrenen NS-Propagandisten Kurt Zentner. Für die Olympischen Spiele 1936 hatte er ein Sonderheft entwickelt, von dem 800 000 Exemplare verkauft wurden, ein überwältigender Erfolg, für den Zentner zwar nicht zum Gottbegnadeten befördert – der Status wurde Journalisten vom NS-Staat ehrlicherweise verweigert –, aber mit einem Aufenthalt in den USA belohnt worden war. Ein Jahr lang hatte er dort das moderne Zeitungswesen studiert und nach seiner Rückkehr ins Deutsche Reich den »Stern« zum Erfolg gemacht. 1939 lag die verkaufte Auflage der Wochenillustrierten mit 750 000 Exemplaren genauso hoch wie die der NS-Tageszeitung »Völkischer Beobachter«. Nicht nur die bewährte Mischung von Geschichten über Filmstars und die Theaterszene, Lebensratgebern, Rätselseiten und Horoskopen hat der neue mit dem alten »Stern« gemein, auch das Logo ist erhalten geblieben; allerdings hat der Stern im Jahr 1948 nicht mehr wie einst sieben Zacken, sondern nur mehr sechs, und er funkelt auch nicht mehr in wechselnden Farben, sondern ganz in Weiß auf rotem Grund.

Später wird sein vergesslicher Zweit-Erfinder beteuern, er sei weder Nazi noch Widerstandskämpfer gewesen. Das eine musste, das andere durfte er nicht sein, um bei den Olympischen Spielen in Berlin 1936 als Stadionsprecher, im Olympiafilm Leni Riefenstahls als Sprecher und im Krieg als Berichterstatter einer Propagandakompanie der Luftwaffe zu arbeiten und um als Autor des Heftrromans »Störfeuer von MI71« der Serie Kriegsbücherei der deutschen Jugend (Band 144) Furore zu machen. Wie sein Propaganda-Kamerad Zentner, der schon wenig später zum neuen »Stern« stößt, weiß auch Nannen, was das Publikum außer einer

ersonnen dreinblickenden Jungschauspielerin interessiert. Auf dem Cover vom 1. August steht im »Stern«-Logo das Versprechen: »Ein 17jähriger Werwolf pakt aus«. Zarte Reminiszenz an die »ZickZack«-Jugend.

Die Stunde null, Neuanfang, Schlussstrich. Für das selbstverordnete Vergessen kennt die deutsche Sprache viele Begriffe. Die Gruppe 47 um den Schriftsteller Hans Werner Richter nennt es Kahlschlag, Alfred Andersch bevorzugt Tabula rasa. Richter und Andersch sind in amerikanischer Kriegsgefangenschaft gewesen und haben im Umerziehungsprogramm an einem Blatt mit dem Titel »Der Ruf. Zeitschrift deutscher Kriegsgefangener in den USA« in Fort Kearney, Rhode Island, mitgearbeitet. Nach seiner Rückkehr hatte Andersch zunächst Arbeit in der Redaktion der »Neuen Zeitung« gefunden, einer »amerikanischen Zeitung für die deutsche Bevölkerung«, herausgegeben von der US-Militärregierung, ein Instrument der politischen Umerziehung. Chef der Innenpolitik war Robert Lemke, Wissenschaftsredakteurin Hildegard Hamm-Brücher und Leiter des Feuilletons Erich Kästner, der, wie Andersch verwundert bemerkte, von Lessing sprach, wenn er, Andersch, von Sartre reden wollte. Andersch wollte auch von Hemingway und Faulkner sprechen, vor allem aber vom Gesicht des jungen Europa, vom sozialistischen Humanismus, vom »Fanatismus für das Recht des Menschen auf seine Freiheit«. Er sagte Kästner und der »Neuen Zeitung« Valet und fand mit Richter im von ihnen neu gegründeten deutschen »Ruf« wieder zusammen. Weil Andersch und Richter hier aber auch von einem selbstbestimmten, unabhängigen Deutschland zwischen dem kapitalistischen System des Westens und dem kommunistischen des Ostens sprachen, von den Fehlern der Besatzungspolitik, der Fragwürdigkeit der Entnazifizierung, dem Unsinn der Kollektivschuld-These, war es mit ihnen nach sechzehn Nummern beim »Ruf« schon wieder vorbei. Offenbar war ihnen entgangen, dass für die neue

US-Regierung nicht mehr der Antifaschismus auf der Tagesordnung stand, sondern der Antibolschewismus.

Eine neue Zeitschrift wurde geplant. Ihr Name war bereits gefunden, »Der Skorpion«, ein Konzept wurde noch gesucht. Im September 1947 waren 16 Autoren im Haus der Schriftstellerin Ilse Schneider-Lengyel am Bannwaldsee bei Füssen zusammengekommen, um an der ersten Probenummer zu arbeiten. Über sie war »Der Skorpion« dann zwar nicht hinausgekommen. Wie zu erwarten, hatten die amerikanischen Behörden auch dieser Literaturzeitschrift die Lizenz »wegen Nihilismus« verweigert. Aber die Diskussionen während des dreitägigen Treffens hatten die Teilnehmer so beeindruckt, dass Hans Werner Richter wenig später zur nächsten Zusammenkunft seines »Freundschaftsbundes von Schriftstellern« nach Herrlingen bei Ulm für den 9. November geladen hatte. So entstand die später berühmt gewordene Gruppe 47, die literarische Nachwuchsschmiede der Bundesrepublik, die jahrzehntelang bestimmte, wer in der Branche Rang und Namen verdiente. Sie hatte kein Programm und keine Satzung, aber Andersch hatte auf der zweiten Tagung am 9. November 1947 den einzigen Essay vorgetragen, der auf den Tagungen der Gruppe je zu hören war, und eine »realistische Literatur« verlangt. Und was, bitte, ist realistische Literatur? »Realistische Literatur ist Literatur aus Wahrheitsliebe.«

Ist Andersch ein realistischer Literat? Bereitwillig spricht er von seiner Zeit in einem KPD-Jugendverband, von seiner Inhaftierung im KZ und von seiner Desertion. Über die Scheidung von seiner Ehefrau, die nach NS-Kriterien als Halbjüdin galt, und über die Trennung von seinem Kind 1943 verliert er hingegen kein Wort, auch zu seinen Bemühungen, in die Reichsschrifttumskammer aufgenommen zu werden, verschlägt es ihm nach dem Krieg die

Sprache. Die halbe Wahrheit aber ist eine ganze Lüge. Ist dann die Literatur von Andersch »realistisch«?

Von Anfang an gefällt sich die Gruppe 47 in der Aura ihrer Radikalität, mit der sie zum Kahlschlag in der Literatur aufruft, im Ruf der intellektuellen Schärfe, mit der die Teilnehmer der Treffen die literarischen Texte eines Autors von Fall zu Fall vernichten, der auf dem sogenannten elektrischen Stuhl sein Urteil in Empfang zu nehmen hat, und in der Kompromisslosigkeit ihrer Debatten. Wer debattiert? Die meisten Autoren der Gruppe sind Kriegsheimkehrer wie Andersch und Richter, die sich als Opfer empfinden, schuldlos schuldig geworden durch ihre Väter und deshalb ohne Verantwortung für die Verbrechen im Krieg und in den KZ. Was schert sie der Holocaust! Die These von der Kollektivschuld empfinden sie als persönliche Beleidigung, Juden und Emigranten sind zwar auf den Treffen der Gruppe nicht ausdrücklich unerwünscht, aber willkommen heißen werden sie nicht. So kompromisslos, wie auf den Treffen der Gruppe gestritten wird, so kompromisslos wird auch geschwiegen.

Auf der Frühjahrstagung 1948 ist Günter Eich, mit 41 Jahren einer der ältesten Teilnehmer, zum Star der Gruppe aufgestiegen, das neue Sprachrohr der Deutsch sprechenden Lost Generation. Er hat eines seiner Gedichte vorgelesen, das in seinem eben veröffentlichten Lyrik-Band »Abgelegene Gehöfte« erschienen ist und zum Schlüsseltext der Gruppe 47 wird. Es trägt den Titel »Inventur« und beginnt mit der Strophe: »Dies ist meine Mütze, / dies ist mein Mantel, / hier mein Rasierzeug / im Beutel aus Leinen.« Und es schließt: »Dies ist mein Notizbuch, / dies meine Zeltbahn, / dies ist mein Handtuch, / dies ist mein Zwirn.«

Das könnte das Gedicht eines befreiten KZ-Gefangenen sein, eines entlassenen Zwangsarbeiters oder eines zerlumpten Remi-

granten. Aber Günter Eich war im Krieg Unteroffizier, Mitarbeiter der literarischen Zensurstelle beim Oberkommando der Wehrmacht, sein Eintrittsgesuch in die NSDAP vom 1. Mai 1933 war von der Partei infolge der Mitgliedersperre allerdings nicht bestätigt worden. Eich ist nicht nur ein eher betagter Angehöriger der Lost Generation, auch als Schriftsteller ist er erfahren – während der NS-Zeit hat er rund 150 Texte für den Rundfunk verfasst. Darüber wird natürlich viel geredet. Aber erst Jahre später.

Am 1. August 1948 wird Alfred Andersch Gründer und Leiter des Abendstudios im Sender Frankfurt. Er wird in kurzer Zeit einer der wichtigsten Förderer der deutschen und Vermittler der ausländischen Literatur, und er nimmt die Weimarer Tradition des Rundfunk-Hörspiels wieder auf. An seinen eigenen Ansprüchen an realistische Literatur ist er gescheitert, aber was weltoffene Literatur ist und was ein experimentierfreudiger Rundfunk vermag, das zeigt Andersch dennoch von diesem Sommer an den Deutschen.

Am 2. August gewinnt der Film »Die letzte Etappe« auf dem Internationalen Filmfestival im tschechischen Karlsbad den Hauptpreis. Es ist der erste Spielfilm, der das Leben im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau thematisiert, und der erste Film der polnischen Regisseurin Wanda Jakubowska, die damit auch ihre eigenen Erfahrungen in den Konzentrationslagern Auschwitz und Ravensbrück verarbeitet. Der Film verwendet von Filmoffizieren der Roten Armee gedrehte dokumentarische Originalaufnahmen. Einige Darsteller sind Überlebende des KZ Auschwitz, sie spielen sowohl Opfer als auch Peiniger. Alle Schauspieler sind Polen, spielen sie deutsche Wachen, sprechen sie allerdings deutsch. Der von der internationalen Kritik gelobte Film kommt erst im nächsten Sommer in die deutschen Kinos, jedenfalls in die Kinos der sowjetischen Besatzungszone. Die Westdeutschen bekommen ihn nicht

zu sehen. Stören sich die Amerikaner an der heldenhaften Rolle der Roten Armee oder befürchten die westdeutschen Filmverleiher, die Authentizität könnte die Gefühle der Zuschauer verletzen?

Die extremen Preissteigerungen nach der Währungsreform führen in vielen Städten der Bizone zu teilweise gewalttätigen Protesten. Am 2. August stürmen aufgebrachte Hausfrauen in München die Verkaufsstände auf dem Viktualienmarkt. In zahlreichen Industriebetrieben kommt es zu Arbeitsniederlegungen, in einigen Städten – zum Beispiel in Lübeck – werden lokale Käuferstreiks organisiert. Das erste, etwas stürmische Lebenszeichen der Verbraucherdemokratie zeigt Wirkung. Die Händler gewähren Preisnachlässe von bis zu 50 Prozent. Schon am 1. August hat der Verwaltungsrat der Bizone beschlossen, die Verbrauchssteuern für Kaffee, Branntwein, Bier und Tabak drastisch zu senken. Ein Pfund Kaffee kostet jetzt nur noch elf bis zwölf statt bisher 30 DM.

Wenn nichts geschieht, ist Richard Schuh schon bald ein toter Mann. Schuh, 27 Jahre alt, nichtehelicher Sohn einer Bauerntochter, gelernter Mechaniker, Bordschütze bei den Kampffliegern, nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft Gelegenheitsarbeiter, hat sein Leben verwirkt. So hat das Landgericht Tübingen im Mai entschieden. Das Gericht sah als erwiesen an, dass Schuh einen Lastwagenfahrer mit einer Wehrmachtspistole erschossen und die geraubten neuen Reifen des Lasters auf dem Schwarzmarkt zu verkaufen versucht habe. Zwar sei offenkundig, »dass er infolge des langen Krieges und der unseligen, verwirrten Nachkriegsverhältnisse den Respekt vor dem Menschenleben und die Achtung vor den Gesetzen verloren und durch seinen vieljährigen Kriegsdienst mehr eine Erziehung zu Gewalt und Unrecht als eine solche zu Ordnung und Moral genossen hat«. Aber das falle nicht besonders zu seinen Gunsten ins Gewicht, denn: »Dieses Schicksal

teilt er mit Unzähligen.« Das gilt auch für das vom Gericht über Schuh verhängte Schicksal: In der Nazizeit haben allein zivile Strafgerichte mehr als 16 000 – vollstreckte – Todesurteile gesprochen. Schuhs Revisionsantrag ist abgelehnt, der Direktor des Tübinger Landgerichts sieht sich außerstande, ein Gnadengesuch zu befürworten. Zur Begründung verweist er auf den Kalten Krieg, also auf die bolschewistische Gefahr. Werde Schuh begnadigt, dann müssten in Zukunft alle Mörder begnadigt werden. Die Abschaffung der Todesstrafe aber setze stabile politische Verhältnisse voraus: »Das kann man für unser an der russischen Grenze gelegenes Land nicht behaupten. Es kann deshalb nicht damit gerechnet werden, dass die zu lebenslänglichem Zuchthaus Begnadigten besonders bußfertig werden. Sie werden hingegen alle politischen Spannungen, an denen es auf Jahre hinaus nicht fehlen wird, mit Hoffnung auf eine radikale politische Umwälzung erleben und sich als künftigen Kommissar oder Kreisleiter träumen.« Eine solche Karriere hat sich Schuh im Leben bestimmt nicht träumen lassen. Das hilft ihm nichts: Der ungeträumte Traum wird seinen Tod begründen – wenn nicht sehr bald etwas geschieht.

Könnte Richard Schuh die Reden hören, die am 19. August im alten Schloss auf der Herreninsel im Chiemsee gehalten werden, würde er vielleicht Hoffnung schöpfen. Mehr als 30 Männer – Frauen sind nicht dabei – aus allen Teilen Westdeutschlands und Berlins haben sich dort versammelt, um im Auftrag und natürlich möglichst auch im Sinn der Ministerpräsidenten innerhalb von 13 Tagen eine unverbindliche Vorlage für das Grundgesetz zu schreiben, über das der Parlamentarische Rat in Bonn ab 1. September beraten wird.

Es ist eine Mixtur von Politikern und Verfassungsexperten, das ideale Mischungsverhältnis repräsentiert der frühere Tübinger Landgerichtsrat Carlo Schmid. Der Sozialdemokrat ist sowohl stellvertretender Staatspräsident Württemberg-Hohenzollerns und

Justizminister als auch Professor für Völkerrecht an der Universität Tübingen. Darüber hinaus ist er ein entschlossener Gegner der Todesstrafe. Er fordert ihr Verbot im Grundgesetz: »Ein solches Verbot sollte nicht nur auf politische Delikte beschränkt, sondern ganz allgemein ausgesprochen werden. Die Würde des Menschen wird beim Vollzug der Todesstrafe nicht so sehr im Delinquenten gekränkt, als in denen, die mit der Vollziehung zu tun haben.« Doch verzichtet der Konvent auf eine Abstimmung und beschließt nur, dem Parlamentarischen Rat die Frage zur Entscheidung vorzulegen. Soweit es das Leben Richard Schuhs betrifft, kommt es jetzt darauf an, wer schneller ist: der Henker oder der Parlamentarische Rat.

Die politische Karriere des 51-jährigen Carlo Schmid nimmt in diesen Monaten erst Fahrt auf, die seines zwei Jahre älteren Parteifreundes Hermann Louis Brill, der Schmid's Antrag zur Abschaffung der Todesstrafe unterstützt, ist seit Kriegsende bereits einmal zu Ende gegangen. Die KPD hat sie vor drei Jahren in Thüringen liquidiert. Brill, Widerstandskämpfer, Sozialist und Häftling im KZ Buchenwald, war der erste Regierungspräsident des Landes Thüringen. Allerdings war er das – von der US-Militärverwaltung eingesetzt – im Frühjahr 1945 nur einen Monat lang gewesen, dann hatte die KPD unter Führung Walter Ulbrichts den linken Sozialdemokraten zum Rücktritt und zur Flucht in den Westen gezwungen. Brills direkter kommunistischer Gegenspieler war Werner Eggerath gewesen, der jetzt, im Sommer 1948, als zweiter Nachfolger Brills im Weimarer Fürstenhaus als SED-Regierungspräsident residiert.

Ihn trifft in wenigen Tagen der Leipziger Geschichtsstudent Gerhard Schulz zu einem Gespräch, das für die Zukunftspläne des jungen Mannes einige Bedeutung hat. Seitdem er weiß, dass die

Freie Universität Berlin, die demnächst gegründet werden soll, schon zum Wintersemester mit ihren Vorlesungen beginnt, durchziehen tausend Pläne sein Gehirn. Und seitdem ihm klar ist, welchen Ton die SED in Zukunft anschlagen wird, werden die Pläne immer konkreter. In der Zeitung hat er das Zitat aus der Rede eines SED-Führers gefunden: »Die Partei muss alle antisowjetischen Elemente ausschließen ... Wer Angehöriger der SED ist, darf nicht nur Inhaber eines Mitgliedsbuches, sondern muss Aktivist sein.« Diese Sprache schnürt Schulz die Kehle zu. Die SED erklärt sich damit offen als der in das deutsche Volk hineingreifende Arm der Russen und beherrscht die sowjetische Zone nicht nur als Partei, sondern als Organisation, die alle Lebensäußerungen des Volkes kontrolliert.

Ausgerechnet Warschau. Die Stadt ist eine Ruine, aber für den amerikanischen Journalisten John Gunther ist sie die lebendigste Hauptstadt Europas. Er spaziert in diesem Sommer durch Warschau und denkt an Zahlen. Vierundachtzig Prozent aller Gebäude wurden während des Krieges unbewohnbar gemacht, schreibt er. Die Vereinigten Staaten hätten im Zweiten Weltkrieg 310 000 Soldaten verloren, die Stadt Warschau 700 000 ihrer 1 300 000 Einwohner. Warschau sei – vielleicht mit Ausnahme Stalingrads – die Großstadt, die im Krieg am schlimmsten verwüstet worden sei. Gunther spricht mit einem Polen: »Ihr im Westen mögt den höchsten Lebensstandard der Welt haben. Wir Polen haben den höchsten Todesstandard.« Wichtiger als die Zerstörung aber ist Gunther der Erfolg der Polen beim Wiederaufbau der Stadt, ihre Energie, der Schwung ihres Engagements, das elektrisierende und sprudelnde Leben der Bürger. Vergleiche er Berlin mit Warschau, dann sei Berlin so lebendig wie ein Wachsklumpen. Über den Straßenbahnschienen auf dem Kurfürstendamm wachse Gras. Die Menschen schlichen gebeugt und mit hängenden Schultern herum, über der Stadt hänge eine fast erstickende Trostlosigkeit, die

Lebensmittelläden seien leer gefegt, bis auf das rhythmische Beben der Transportflugzeuge sei in der Stadt fast kein Laut zu hören. Dieselbe Art von Abgestorbenheit habe er auch in Frankfurt und Wien bemerkt.

Nach seinem Erfolg mit dem Schlager »Ja, Würstchen mit Salat« im vergangenen Jahr wird Bully Buhlan in diesen Monaten der Blockade und Luftbrücke im Radio vor allem mit seinem Lied gespielt: »Ich hab' noch einen Koffer in Berlin, deswegen muss ich nächstens wieder hin«. Der Sänger kommt aus Berlin-Lichterfelde (US-Sektor). Er müsste es also eigentlich besser wissen. Ein Koffer in Berlin ist nun wirklich kein Grund, in die Ruinenlandschaft zurückzukehren, schon eher die Aufforderung, seine Sachen zu packen und auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden.

Immerhin, die Pflaumen beginnen zu reifen, auch der Apfelbaum hängt gut voll, aber die Tomaten in Friedrich Helms' Garten in Wilhelmshorst sind eine Enttäuschung. Hin und wieder gelingt es Helms, für sich und seine Frau Marie aus Charlottenburg für je drei Westmark zwei kleine Stück Schokolade mitzubringen.

Am besten geht es den Deutschen in den westlichen Besatzungszonen, deutlich schlechter den Menschen in den drei westlichen Berliner Sektoren, noch schlechter, trotz verbesserter Versorgung, den Bewohnern des sowjetischen Sektors, ganz am Ende folgen die Einwohner der sowjetischen Zone. Von uns, klagt Helms, ist leider nie die Rede. Helms kommt zu dem Ergebnis, dass das Leben kaum noch lohne, ein unproduktives Dahinwursteln mit täglichen Anstrengungen ohne Freude und Lust am Leben. Am 19. August wird Friedrich Helms nach 45 Jahren bei der Deutschen Bank entlassen. Er möchte nur noch fort. Weder nach Ost- noch nach West-Berlin. Friedrich Helms möchte in seine alte Heimat, zu seinen Töchtern, nach Uelzen.

In London enden die XIV. Olympischen Sommerspiele. Die USA belegen – vor Schweden – den ersten Platz des Medaillenspiegels der 59 teilnehmenden Nationen. Die Sowjetunion hatte unter Verweis auf die Kriegszerstörungen auf die sportliche Konkurrenz verzichtet. Deutschland und Japan waren von der Teilnahme ausgeschlossen.

Albert Speer wird melancholisch. Vor zwanzig Jahren hatten er und seine Frau Margarete ihre Hochzeitsreise begonnen, nicht weit von der Zelle entfernt, wo er oft die Dampfpeifen der Schlepper auf der Havel hört. In zwei Faltbooten seien sie damals bis zum mecklenburgischen Müritzsee gefahren, und das sei bezeichnend für ihre eigene Gefühlswelt und zugleich für die Zivilisationsfeindschaft ihrer Generation gewesen. Immer träumten sie damals von Einsamkeiten, von Fahrten durch stille Flusstäler, von Wanderungen auf eine Hochalm, von Lagerplätzen auf einer abseits gelegenen Obstwiese: »Nie zog es uns nach Paris, London oder Wien, und nicht einmal das antike Rom verlockte uns. Wir zogen – vor 1933 – die schwedischen Schären immer den römischen Tempeln vor.«

Und was macht in diesen Hochsommertagen Carl Schmitt? Er macht einen Witz. Ihm ist die Kritik eines Schweizer Kollegen der Staatsrechtswissenschaft an Nazi-Deutschland, vor allem seine Empörung über den Holocaust, zu Ohren gekommen, die zumindest im Tagebuch eine geschliffene Antwort verlangt. Schmitt ist für seinen geschliffenen Stil berühmt, berüchtigt ist er als Apologet des NS-Staats, als Kronjurist des Dritten Reichs, der er einige Jahre lang gewesen war, und als reinrassiger Antisemit, der die Vernichtung von sechs Millionen Juden juristisch vorbereitet hat. Schmitt amüsiert sich also mit diesem schön formulierten Schweizer-Witz: »Ein vornehmer Schweizer saß am Strande des Schwä-

bischen Meeres. Da hörte man die Hilferufe eines Ertrinkenden, der jämmerlich schrie: Ich kann nicht schwimmen, ich kann nicht schwimmen! Der vornehme Schweizer sah indigniert weg und sagte: Ich kann auch nicht schwimmen, aber deswegen mache ich doch nicht ein solches Geschrei!« Zur Pointe müsste in diesem Fall die Mitteilung gehören, wer den Ertrinkenden ins Wasser gestoßen hat. Aber wer verdirbt sich schon gern die Pointe.

Vor zwei Jahren hat der Chef der Polizei Schleswig-Holsteins allen Polizei-Distrikten mitgeteilt, dass aufgrund einer Anordnung der Kontrollkommission »die Zigeuner automatisch unter dem Schutz des Mil.Reg.Gesetzes Nr. 1 Art. 2 gestellt und daher wegen ihrer rassischen Zugehörigkeit nicht durch besondere Kontrollen benachteiligt werden dürfen«. Die von der Militärregierung verordnete Zurückhaltung findet im August 1948 ein Ende, als die Landespolizeiverwaltung im Innenministerium in einem Erlass »die Bekämpfung des Zigeunerwesens« (sic!) verfügt. Darin wird den Polizeibeamten befohlen, auf die Zigeuner ihr besonderes Augenmerk zu richten und festgestellte strafbare Handlungen »unnach-sichtig zur Anzeige zu bringen (...) Um Straftaten und Belästigungen des Publikums durch umherziehende Zigeuner von vornherein nach Möglichkeit zu verhüten, (...) sind namentlich die größeren Banden unter dauernde polizeiliche Kontrolle zu halten.« Die ausdrückliche Ermahnung zu repressivem Vorgehen zeigt sich in der beigegefügten Liste, die aufführt, welche »Straftaten der Zigeuner« in Betracht kommen: Weiden von Vieh auf fremden Grundstücken, Entwendung von Bodenerzeugnissen, Entwendung von Nahrungsmitteln von unbedeutendem Wert zum alsbaldigen Genuss, Bettelei, Landstreicherei, unbefugte Mitnahme von Begleitern bei Ausübung des Wandergewerbes, mangelnde Beaufsichtigung der Kinder und Hausgenossen.